



Originaltitel: *La Théorie du panda*
© Éditions Zulma, 2008

SEPTIME *suspense*

© 2026, Septime Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlag und Satz: Jürgen Schütz
Umschlagbild: © i-stock
Druck und Bindung: Florjančič tisk d.o.o.
Printed in the EU

ISBN: 978-3-99120-091-8

Septime Verlag e.U. | Johannagasse 15-17/18 | A-1050 Wien
buero@septime-verlag.at

www.facebook.com/septimeverlag | www.instagram.com/septimeverlag

www.septime-verlag.at

Pascal Garnier

Die Panda-Theorie

Roman

Aus dem Französischen von Michael von Killisch-Horn

LESEPROBE



»Vor dem Glück fliehen aus Angst,
es könnte sich davonmachen ...«

Serge Gainsbourg

Für Jean-Bernard Pouy

Er sitzt allein am Ende der Bank. Ein menschenleerer Bahnsteig, auf dem die Eisenträger ein wirres Geflecht vor einem ungewissen Hintergrund bilden. Der Bahnhof einer kleinen Stadt in der Bretagne an einem Oktobersonntag. Es könnte überall sein, aber es ist tatsächlich die Bretagne, na ja, die innere Bretagne, das Meer ist weit weg, nichts deutet darauf hin, nichts Pittoreskes. In der Luft liegt ein leichter Güllegeruch. Die Pendeluhr zeigt 17 Uhr 18 an. Den Kopf gesenkt, die Ellbogen auf den Knien, betrachtet er die Innenflächen seiner geöffneten Hände. Denkt, dass man in Zügen immer schmutzige Hände hat. Nicht wirklich schmutzig, sondern schmierig von diesem grauen Schweiß, besonders unter den Fingernägeln, dem Schweiß der anderen, die vor einem die Griffe, die Armlehnen, die Tischplatten angefasst haben. Er schließt die Hände und hebt den Kopf. Die totale Reglosigkeit ringsum provoziert ihn, und er steht auf, nimmt seine Reisetasche, geht den Bahnsteig zehn Meter entlang und durch die Unterführung in Richtung Ausgang. Er begegnet niemandem.

Mit einem Biss zerreißt er die Plastikhülle, die die winzige Toilettenseife schützt, und wäscht sich lange die Hände. Das Waschbecken hat zwei Wasserhähne, was ihn zwingt, zwischen beiden hin und her zu wechseln, denn das Wasser kommt kochend heiß aus dem linken und eiskalt aus dem rechten. Er betrachtet sich nicht im Spiegel, er hat sich nur flüchtig gesehen, denn das lässt sich nun mal nicht vermeiden, wie einen anonymen Passanten an einer Straßenecke. Das Handtuch ist nicht größer als ein Taschentuch, mit Waffelmuster, das klassische Modell in einem einfachen Hotel. Während er sich die Hände abtrocknet, geht er durch das Zimmer. Ein Tisch, ein Stuhl, ein Bett, ein Schrank, der ein Kopfkissen, eine Decke mit

zartgrünem Schottenkaro und drei Bügel enthält. Alles aus dem gleichen Pressholz mit Palisanderfurnier. Er wirft das Handtuch auf die braune Chenille-Überdecke. Es ist zum Ersticken heiß. Der Heizkörper lässt nur die Wahl zwischen ganz auf und ganz zu. Einmal hat er sich einen Wurf Kätzchen vom Hals geschafft, eingesperrt in einen Schuhkarton, der mit äthergetränkter Baumwolle ausgelegt war. Das Miauen und Kratzen hat nicht lange gedauert. Seine Reisetasche vor dem Bett sieht mit ihren seitlichen Griffen und der hängenden Zunge des Reißverschlusses wie ein alter müder Hund aus. Mit einem heftigen Ruck zieht er den Vorhang beiseite und öffnet das Fenster weit. Eine Laterne versprüht ein fahles Licht über ein halbes Dutzend Einzelgaragen, verschlossen von Wellblechtooren in derselben undefinierbaren Farbe. Darüber der unvermeidliche Himmel.

Das Bett ist ebenso weich, wie die Zimmerdecke hart ist. Die Hängelampe aus mattem Glas, die etwas verunglückt eine Art offene Blüte darstellen soll, vermag ihn nicht aufzuheitern. Er schaltet sie aus.

»Wissen Sie, ob man hier irgendwo was essen kann?«

»An einem Sonntagabend? ... Versuchen Sie es im *Faro*, die zweite Straße links, wenn Sie den Boulevard hinuntergehen. Ich weiß nicht, ob sie offen haben. Ich gebe Ihnen den Code für die Haustür, für den Fall, dass Sie nach Mitternacht zurückkommen.«

»Nicht nötig, ich werde vorher zurück sein.«

Das Mädchen am Empfang heißt Madeleine, wenn man dem Anhänger an der Kette glauben will, die an ihrem Hals hängt. Sie ist weder schön noch hässlich. Sagen wir, irgendwie dazwischen. Aber sie ist eine echte Brünette. Ein dunkler Schatten betont ihre Oberlippe.

Ein paar verlassene Geschäfte am Boulevard, die wie leere Aquarien aussehen. Ein Auto kommt ihm entgegen, zwei fahren in der anderen Richtung an ihm vorbei. Kein Fußgänger.

Das *Faro* ist mehr ein Bistro als ein Restaurant. Abgesehen von dem Wirt, der hinter dem Tresen sitzt, einen Stift im Mund und vertieft in irgendwelche Abrechnungen, ist der Raum leer.

»Guten Abend. Kann ich etwas essen?«

»Heute Abend hat die Küche geschlossen.«

»Ah ... Dann eine Cola ... Nein, ein Bier.«

Der Mann, der seinen Schemel verlässt, dürfte nicht größer als einen Meter fünfundsechzig sein. Gedrungen, dichtes Haar, ein Wildschwein mit dem Blick einer Hirschkuh, gemildert von langen, an der Spitze gebogenen Wimpern. Er zapft ein Bier und stellt es auf den Tresen, nachdem er mit einem Lappen kurz darübergewischt hat.

»Normalerweise haben wir warmes Essen, aber nicht heute Abend.«

»Macht nichts.«

Der Wirt steht einen Augenblick verlegen da, mit gesenktem Blick, und wischt über den Tresen. Dann setzt er sich wieder auf seinen Schemel.

Abgesehen von den vier Kupferlampen, die die Bar beleuchten, ist der Raum in Dunkelheit getaucht. Wahrscheinlich, weil es keine anderen Gäste gibt. Es sind Tische zu erkennen, Stühle und, weiter entfernt, im Hinterzimmer, Spielzeug, ein Traktor mit Pedalen, Würfel, Legosteine, ein offenes Buch, Papier, verstreute Filzstifte.

Er rührt sein Bier nicht an. Vielleicht hat er nicht wirklich Lust darauf.

»Sie wollten etwas essen?«

»Ja.«

»Meine Frau kocht sonst. Aber sie ist im Krankenhaus.«

»Tut mir leid.«

Einen Augenblick lang hört man nur das Knistern des Schaums auf dem Bier.

»Mögen Sie Stockfischragout?«

»Ja ... Ich glaube schon.«

»Ich habe noch welches. Ich wollte gerade schließen. Wenn Sie das mögen ...«

»Ja, gern.«

»Setzen Sie sich. Nein, nicht hier, kommen Sie.«

Das Hinterzimmer wird plötzlich in grelles, zitronengelbes Neonlicht getaucht. Sie steigen über den Traktor, die Würfel, die Legosteine und die Blätter mit Kinderzeichnungen in schreienden Farben.

»Setzen Sie sich dorthin.«

Der Tisch, an den er sich setzt, steht vor einem riesigen Fernseher, und ist mit einem apfelgrünen Wachstuch bedeckt, das weiße Margeriten zeigt.

»Ich bin gleich wieder da.«

Bevor er sich zurückzieht, drückt er auf einen Knopf an der Fernbedienung. Aus dem Bildschirm quillt eine Flut zusammenhangloser Bilder und ohrenbetäubender Geräusche wie Blut aus einer durchgeschnittenen Kehle, ein ununterbrochenes Gurgeln.

... ABER DIE BILANZ IST VORLÄUFIG. IN NORD-IRLAND ...

»Bacalhau!«

Der Wirt stellt zwei randvoll mit Stockfisch, Kartoffeln, Paprika und Tomaten gefüllte Teller und eine Flasche Vinho Verde auf den Tisch.

»Guten Appetit.«

»Danke.«

... DIE ELTERN HABEN DEN ENTFÜHRERN EINE NACHRICHT ZUKOMMEN LASSEN. MAN WEIß NICHT ...

»Marie, meine Frau, hat es gekocht, aber ich habe es ihr beigebracht. Ich bin Portugiese, sie ist Bretonin. Sie konnte nur Crêpes machen. Sie macht sie immer noch. Schließlich sind wir in der Bretagne, also muss man auch Crêpes für die Bretonen machen. Sind Sie Bretone?«

»Nein.«

»Dachte ich mir.«

»Warum?«

»Der Bretone trinkt sein Bier auf ex, Sie nicht.«

»Ist es schlimm?«

»Was? Dass Sie kein Bretone sind?«

»Nein, mit Ihrer Frau?«

»Nein. Eine Zyste. Sie ist robust. Sie war bis jetzt noch nie krank. Ich habe sie heute Morgen ins Krankenhaus gebracht. Die Kinder sind bei ihrer Großmutter. Das ist besser für sie.«

... DER UNFALL HAT GLÜCKLICHERWEISE KEINE OPFER GEFORDERT. VON UNSEREM SONDERKORRESPONDENTEN IN KAIRO, LAURENT PÉCHU ...

»Wie viele Kinder haben Sie?«

»Zwei, einen Jungen und ein Mädchen, Gaël und Maria, sieben und fünf.«

... ES KÖNNTE SICH UM MENSCHLICHES VERSAGEN HANDELN ...

»Und Sie, haben Sie Kinder?«

»Nein.«

»Sind Sie Seemann?«

»Nein.«

»Ich dachte nur, wegen der Cabanjacke.«

»Das ist ein praktisches Kleidungsstück.«

... ZUR HALBZEIT STAND ES DREI ZU ZWEI ...

Der Stockfisch ist nicht genug gewässert. Der Vinho Verde schmeckt ihm nicht, Wasser wäre ihm lieber, aber es steht keins auf dem Tisch. Er bräuchte bloß darum zu bitten ... der Wirt würde es ihm nicht verweigern. Es ist wie mit dem Bier, das er nicht getrunken hat ... Idiotisch ...

»Kennen Sie Portugal?«

»Ich bin in Lissabon gewesen.«

»Eine schöne Stadt! Groß! Ich stamme aus Faro. Das ist ebenfalls schön, nur kleiner. Ich bin siebenundsiebzig nach Frankreich gekommen, nach Saint-Étienne, als Maurer. Und dann ...«

... TRIUMPH IM OLYMPIA. HÖREN WIR EINEN SEINER FANS ...

»... habe ich aufgehört, auf dem Bau zu arbeiten, um dieses Restaurant mit Marie zu eröffnen. Wollen Sie einen Kaffee?«

»Nein, danke.«

»Ah.«

... BEDECKT, ABER MIT AUFHEITERUNGEN AM SPÄTNACHMITTAG ...

»Das war sehr gut. Wie viel bin ich Ihnen schuldig?«

»Äh ... Zehn Euro. Das Bier berechne ich Ihnen nicht.«

»Danke.«

... EINEN WUNDERSCHÖNEN ABEND, UND BLEIBEN SIE DRAN ...

»Ich dachte, ich würde heute Abend allein essen, und dann ... Ich heiße José. Und Sie?«

»Gabriel. Bis morgen.«

»Ja, bis morgen ... Aber solange Marie im Krankenhaus ist, bleibt die Küche geschlossen.«

»Das macht nichts.«

»Haben Sie einen Kühlschrank?«

»Ja ...«

»Können Sie das bis heute Abend hineinlegen?«

»Was ist das?«

»Fleisch.«

»Klar, kein Problem.«

»Danke.«

Ein nettes Lächeln lässt den dunklen Anflug auf Madeleines Oberlippe verblasen, als sie die fünfhundert Gramm entbeinte Lammschulter in ihre geöffneten Hände gelegt bekommt. Würde man das Bild festhalten, ergäbe es eine Art biblischer Szene. Madeleine hat sich heute dafür entschieden, eher schön zu sein.

Der Drahtbügel, der für leichte Sommerkleidung gedacht ist, biegt sich unter dem Gewicht der nassen Cabanjacke schmerzlich durch. Seit dem frühen Morgen regnet es, ein feiner Regen, der perfekt zur Stadt passt und ihr eine gewisse Eleganz verleiht, einen Anschein von Respektabilität. Er hat sich darüber gefreut, gleich als er die Augen geöffnet hat, wie über einen Kummer, der einem guttut, eine diskrete Begleitung, eine vertraute Präsenz.

Draußen waren Leute unterwegs, Mütter, die ihre Kinder zur Schule brachten, Hausfrauen mit von prall gefüllten Einkaufskörben langgezogenen Armen. Hauptsächlich Frauen. Die Männer bohrten Löcher in die Fahrbahn, um verrostete Rohre herauszuholen, die sie durch neue aus grauem Plastik ersetzten. Sie machten einen Heidenlärm und schienen großen Gefallen daran zu finden, ihre dicken orangefarbenen, mit Zahnrädern versehenen Maschinen im eitergelben Schlamm zu bewegen. Ein Scheißtag. Die Geschäfte präsentierten ihre Schätze mit

der ungeschickten Koketterie eines jungen Mädchens, das sich für seinen ersten Ball herrichtet: Brot, Blumen, Fische, Graburnen, Medikamente, Sportartikel, Miet- oder Eigentumswohnungen, Versicherungen für alles, Möbel, Lampen, Schuhe ...

Er hatte ein Paar anprobiert, nur weil die Verkäuferin sich so ganz allein in ihrem schönen funkelnden Laden zu langweilen schien. Aber er hatte es nicht gekauft. Er hatte sich entschuldigt mit der Bemerkung, er müsse es sich noch überlegen. Das war zwar kein Kauf, doch immerhin eine Hoffnung. Es braucht nicht viel, um den Menschen eine Freude zu machen.

Danach hatte er in einem Café heiße Schokolade getrunken. Am Nebentisch sprachen zwei junge Männer in schlecht sitzenden Anzügen mit dem Ernst von Kindern, die Erwachsene spielen, über Geschäfte. Soviel er verstand, hatten sie das Problem, zweihundert Paletten Babyfläschchen mit unglücklicherweise nicht dazu passenden Saugern loszuwerden.

»Afrika, eine andere Lösung sehe ich nicht ...«

Als er das Café verlassen hatte, war er an einer Metzgerei vorbeigekommen. Die gerollte und mit einem entzückenden Petersilienzweig dekorierte Lammschulter hatte ihn gerührt. Wie das Jesuskind in der Krippe hatte sie ihn angeschaut.

Die Heizung beharrt darauf, eine Treibhaushitze zu verbreiten. Er fühlt sich von einer Art Tropenfieber befallen. Das Bett wird zur Hängematte, und ein Mangrovenwald aus Erinnerungen schließt sich über ihm, zusammenhanglos, unentwirrbar.

Auch dort liegt Spielzeug herum. In dem leeren Haus.

»Verstehst du, Gabriel, sie hatte alles ... Alles!«

Mit der Geste eines Sämanns füllte sein Kumpel Roland die Leere des Häuschens, das noch nach frischer Farbe roch.

»Du wirst mir nicht erzählen, dass wir hier nicht hätten glücklich sein können!«

Gabriel hatte nicht gewusst, was er antworten sollte. Er brachte nur ein Nicken zustande. Dieser praktisch unbewohnte, fast unangetastete Ort war schlimmer, als wenn er verwüstet worden wäre. Nadine, Rolands Frau, war eine Woche nach ihrer Ankunft mit den Kindern abgehauen. Alles war hoffnungslos neu. Die meisten Möbel steckten noch in ihren Plastikhüllen.

»Ich mag keine Hühner ...«, das war ihre ganze Erklärung. Scheiße! Hätte sie mir das nicht vorher sagen können! ... Ich hätte Schweine gezüchtet oder etwas anderes ... Hast du die Schuppen gesehen, die stehen weit weg vom Haus, man riecht nichts, man hört nichts. Eine Hühnerfarm, ein Musterbetrieb, moderner geht es nicht! In zehn Jahren hätte ich alles zurückgezahlt! Hast du gesehen, Gabriel, alles vom Feinsten, oder?«

Er hatte es gesehen. Roland hatte ihm alles gezeigt. Es war schrecklich. Es war unmöglich, nicht sofort an ein Vernichtungslager zu denken: zweitausend Albinohühner, Tag und Nacht dem Neonlicht ausgesetzt, piepend, mit den Schnäbeln hackend wie verrücktes Spielzeug, unter zehn Metern Blech. Ein entsetzlicher fader Geruch, den die Hitze dort drin nur schlimmer machte, sodass einem ganz schlecht wurde. Er hatte sich in aller Eile nach draußen begeben, um sich nicht übergeben zu müssen. Noch lange danach hatte er diesen apokalyptischen Anblick vor Augen.

Roland weinte leise, mit geballten Fäusten, die Stirn gegen das Fenster gepresst.

»Heute Morgen ist das Klettergerüst geliefert worden. Wenn du wüsstest, wie sehr ich davon geträumt habe, von den Kindern auf der Schaukel, von ihrem Lachen ... Warum hat sie mir nicht früher gesagt, dass sie keine Hühner mag? ...«

Das Loiret kann schön sein im Frühling. Das Gestänge des

Klettergerüstes erhob sich steif zwischen zwei Hortensienbeeten. Er hatte ein Frikassee für Roland gekocht, das beruhigt, so ein Frikassee. Doch Roland hatte es kaum angerührt. Er hatte ein Glas nach dem anderen getrunken und immer wieder gefragt: »Warum? ... Warum? ...«

Zwei Tage später hatte er erfahren, dass Roland sich am Klettergerüst erhängt hatte.

Ja, auch dort lag Spielzeug herum.

»Sie wollen Ihr Fleisch?«

»Ja, bitte.«

»Eine Sekunde, ich hole es.«

Jemand ist gerade angekommen oder will abreisen. Zwei große Koffer stehen in der Hotelhalle.

»Hier. Was ist das für Fleisch?«

»Lamm, aus der Schulter.«

»Im Ofen oder im Topf?«

»Im Ofen. Nur mit Zwiebeln, Knoblauch und Thymian.«

»So mag ich es auch am liebsten. Kochen Sie selbst?«

»Ja. Das mache ich gerne. Ich koche für Freunde.«

»Dann müssen Sie mich mal einladen.«

»Warum nicht.«

»Na dann, einen schönen Abend. Und notieren Sie sich diesmal den Code. So ein Abendessen kann sich hinziehen ...«

»Wenn Sie wollen. Guten Abend, Madeleine.«

»Was ist das?«

»Lammschulter.«

»Warum bringen Sie mir eine Lammschulter?«

»Ich wollte sie eigentlich heute Abend hier für uns beide zubereiten.«

Josés weit aufgerissene Augen wandern mehrmals zwischen dem bereits blutgeröteten Fleischpaket und dem unbewegten Gesicht seines Gastes hin und her, der an der Bar steht.

»Eine ... eine komische Idee!«

»Finden Sie? Ich bin heute Morgen an einer Metzgerei vorbeigekommen, und das Fleisch hat mich angelacht. Aber vielleicht ist Ihre Frau ja aus dem Krankenhaus zurück?«

»Nein, noch ein paar Tage ...«

José wirkt beunruhigt. Zwei Männer, vermutlich Stammgäste, haben ihr Würfelspiel unterbrochen und betrachten sie vom anderen Ende des Tresens aus mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Möchten Sie was trinken?«

»Ein Bier, wie üblich.«

José schenkt ihm ein Bier ein, entschuldigt sich und geht zu den beiden Männern neben der Kasse. Sie wechseln leise ein paar Worte. Die Spieler nicken verständnisvoll und spielen weiter, während José, das Geschirrtuch über der Schulter, zu seinem Gast zurückkehrt.

»Also dann, einverstanden.«

»Könnten Sie mir die Küche zeigen?«

»Folgen Sie mir.«

Der Raum ist bescheiden, aber gut ausgestattet und sehr sauber.

»Die Töpfe und Schüsseln sind im Wandschrank, das Besteck in dieser Schublade.«

»Ich finde mich schon zurecht. Ich brauche eine halbe Stunde. Mögen Sie lieber Kartoffeln oder weiße Bohnen dazu?«

»Das überlasse ich Ihnen ... Sagen Sie, warum tun Sie das?«

»Ich weiß nicht. Mir schien das ganz natürlich. Sie sind allein, ich auch. Das stört Sie doch nicht, hoffe ich?«

»Nein! ... Es ist nur ungewöhnlich.«

Das Lamm hat die Erwartungen erfüllt, medium, innen rosa, außen knusprig. Nur ein paar Bindfadenstücke bleiben auf den Tellern zurück. Die Bäckerinnenkartoffeln, wunderbar weich, sind ebenfalls verschwunden. Als er mit der dampfenden und brutzelnden Auflaufform aus der Küche gekommen war, hatte er José am gedeckten Tisch sitzend vorgefunden, in der etwas verkrampften Haltung des Gastes für einen Abend. Ratlos hatte José sein Spiegelbild auf dem schwarzen Bildschirm des Fernsehers angestarrt, den er sich nicht getraut hatte einzuschalten. Am liebsten hätte er zu José gesagt: »Entspannen Sie sich, fühlen Sie sich ganz wie zu Hause.«

Sie hatten mit Appetit gegessen, nur zufriedenes Gurren ausgetauscht und sich schüchtern angelächelt.

Als er satt ist, lehnt José sich mit fröhlichem Gesichtsausdruck zurück.

»Also wirklich, bravo! Sie müssen mir das Rezept für Marie geben.«

»Es ist ganz einfach, alles hängt von der Qualität der Produkte ab.«

»Trotzdem. Sind Sie Koch?«

»Nein. Ich koche einfach gern ab und zu, zum Spaß.«

»Sie sind begabt. Mögen Sie Portwein? ... Ich habe einen alten, einen echten. Mein Schwager schickt ihn mir. Hier findet

man so was nicht. Aus Cidre und Chouchen, ganz urwüchsig. Eine Sekunde, ich bin gespannt, was Sie dazu sagen!«

Das Spielzeug ist verschwunden. Bis jetzt war es ihm nicht aufgefallen. Ohne den voll aufgedrehten Fernseher und ohne das herumliegende Spielzeug fühlt er sich plötzlich verloren, fast enttäuscht, als hätte er etwas verpasst, einen Zug ... Sein Herz fängt an zu schlagen wie nach einem Lauf.

»Hier, probieren Sie!«

José schenkt etwas von der bernsteinfarbenen, sirupartig glänzenden Flüssigkeit, die an Blut erinnert, in zwei kleine Gläser. Schon beim ersten Schluck spürt man, wie die Kehle sich mit purpurrotem Samt auskleidet.

»Hätten Sie Lust, Fado zu hören? Amália Rodrigues, kennen Sie die?«

»Ein bisschen.«

»Eine Königin! Warten Sie ...«

José springt auf seinen krummen Beinen zum Saal. Es ist das Klicken einer einrastenden Kassette zu vernehmen, und dann steigt im Dunkeln die Stimme der Sängerin empor, herzerreißend, schluchzend.

»Schön, nicht? ... Für mich ist das die schönste Musik der Welt. Haben Sie nie Heimweh?«

»Ich weiß nicht. Kann schon sein.«

»Ach, woher stammen Sie eigentlich?«

»Ich bin viel unterwegs.«

»Aber Sie sind doch irgendwo geboren?«

»Natürlich, zwangsläufig ...«

Da er keine genauere Antwort bekommt, schenkt José nach.

»Geht mich ja auch nichts an. Ich frage nur, weil man eben solche Fragen stellt, wenn man jemanden neu kennenlernt.«

»Das ist normal. Worum geht es in diesem Lied?«

»Immer das Gleiche: gebrochene Herzen, jemand, der geht, ein anderer, der bleibt. Das Leben eben.«

»Fehlt Ihnen Ihre Frau?«

»Ja. Es ist unsere erste Trennung, seit wir verheiratet sind. Ich kann nicht mehr allein schlafen. Letzte Nacht konnte ich nicht im Bett bleiben. Ich habe überall aufgeräumt, als würde ich sie unter den Möbeln suchen. Idiotisch, nicht?«

»Nein, gar nicht.«

»Ich habe sie heute Morgen im Krankenhaus besucht, aber sie schlief. Man sagte mir, die Operation sei gut verlaufen.«

»Ein Glück.«

»Ja. Sie muss zwei, drei Tage drinbleiben ... Heute Morgen hat es geregnet. Es regnet häufig hier, tage-, wochenlang.«

Amália Rodrigues ist verstummt. Wie zur Bestätigung dessen, was José gerade gesagt hat, hört man, wie die Tropfen auf ein Zinkdach im Hinterhof prasseln.

»Haben Sie nie daran gedacht, nach Portugal zurückzukehren?«

»Doch, aber Marie ist Bretonin. Portugal ist für sie Urlaub.«

»Und für Sie ist die Bretagne kein Urlaub.«

»Nein. Sie ist das Leben. Die Kinder sind hier geboren, verstehen Sie ...«

Ein Auto fährt vorbei, wie eine Welle in der Stille.

»Sie trinken nicht?«

»Nein, danke, das reicht. Ich werde jetzt schlafen gehen.«

»Es ist noch früh.«

»Ich stehe früh auf.«

»Ah ja, hat mich sehr gefreut. Kommen Sie morgen wieder?«

»Vermutlich.«

»Den Kumpels, die da vorhin gewürfelt haben, hab ich

erzählt, dass Sie ein Cousin von Marie sind. Es wäre zu kompliziert gewesen, ihnen die Geschichte zu erklären.«

»Das haben Sie richtig gemacht.«

»Also dann, bis morgen, aber diesmal lade ich Sie ein!«

Es war eine Höhle, eine moderne Höhle, aus Beton und stockdunkel, am Ende einer Tiefgarage. Männer hatten dort gelebt, lebten noch immer dort, manchmal, und hatten die Spuren eines verzweifelten Rituals an den Wänden hinterlassen: Linien aus Exkrementen, obszöne Graffiti, Gerinnsel und Flecken von Wein, Urin oder Erbrochenem. Kaputte Matratzen und schmutzige Decken moderten übereinandergetürmt vor sich hin, wie Tierkadaver, wimmelnd von Läusen und Flöhen, die ihnen ein zweites Leben einhauchten. Es stank, war aber weniger schlimm als draußen, wo es so kalt war, dass die Gerüche nicht mehr existierten. Die Gestalt von Simon, der auf seinen Absätzen hockte, zeichnete sich wie auf einem flämischen Gemälde über einem Campingkocher ab, auf dem in heiklem Gleichgewicht eine leere Erbsendose stand, aus der Brennschmelzgasdämpfe emporstiegen. Seine Hände steckten in ausgefransten Halbfingerhandschuhen, die eine hielt den Campingkocher und die andere ein am Hals gepacktes Huhn über die Flammen.

»Hätte diese verrückte Alte dir nicht ein gebratenes Huhn geben können?«

»Sie kam aus dem Supermarkt. Sie hatte gerade zwei zum Preis für eins gekriegt. War doch nett von ihr.«

»Die Hölle ist mit guten Absichten gepflastert. Was glauben die eigentlich? Dass wir hier modernen Komfort haben? Gib mir einen Schluck Roten.«

Simons geschwollenes Auge tränkte unter dem wie eine Kapuzenmütze um seinen Kopf drapierten Schal. Er steckte den Flaschenhals in seinen zahnlosen Mund, dessen Lippen aufgesprungen waren, und genehmigte sich einen kräftigen Schluck, ohne den Bürzel des Huhns aus den Augen zu lassen, der über den Flammen schwarz zu werden begann.

»Hast du keine Angst, dass es verbrennt?«

»Nur die Haut. Wir müssen halt kratzen. Ich drehe es um.«

Simon kehrte die Position des Huhns um, indem er es an den Beinen nahm. Der Kamm fing Feuer, und er musste darüberblasen.

»Et la tête, et la tête, alouette, alouette ... Gib mir eine Kippe, es dauert noch eine Weile.«

Gabriel zündete eine verbogene Gitane an und reichte sie ihm. Allmählich wurde ihm wärmer, mehr durch das Licht des Feuers als durch die spärliche Hitze, die es ausstrahlte. Er zog seine durchlöchernten Turnschuhe aus und massierte seine Füße. Er spürte sie kaum noch, so viele Kilometer war er gegangen ... Man läuft viel, wenn man kein Ziel hat. Er nahm ebenfalls einen Schluck. Dann zog er unter den vielen Klamottenschichten, die er am Leib trug, die zerknitterten Seiten einer Zeitung hervor, die seine Brust schützte.

»Was steht in der Zeitung?«

»Sie machen ein Gesetz, das das Rauchen an öffentlichen Orten verbietet.«

»Auf so eine Idee kann nur ein Zigarrenraucher kommen!«

Man wusste nie, ob Simon lachte oder weinte. Ein trockener Husten schüttelte ihn außerdem wie einen halb leeren Sack.

»Sie denken eben an unser Wohl. Mit Sicherheitsgurten kennen sie sich aus, diese Blödmänner! Kein Tabak mehr, kein Alkohol, kein Fett, kein Zucker, kein Sex ... Als wollten sie, dass die Menschen nicht mehr sterben. Wenn das nicht nett ist! ... Was noch?«

»Ein Ingenieur hat einen Stoff erfunden, der gegen alles schützt, Kälte, Hitze und sogar Kugeln. Der Vatikan hat ihn für den Papst bestellt.«

»Macht ihn das Paradies nicht mehr an? Er denkt auch nur an seine alten Knochen, wie jeder andere Blödmann. He, kümmer du dich mal um das Huhn, ich krieg alles auf die Arme.«

Der Vogel war jetzt an beiden Enden schwarz. Die Haut löste sich vom Fleisch wie die Farbe, die von den Bleirohren des besetzten Hauses abblätterte, aus dem man sie vor drei Tagen vertrieben hatte.

»Das Blei scheint auch nicht gerade gut für die Gesundheit zu sein.«

»Das kannst du laut sagen! In Marseille habe ich mal einen Typen gesehen, der war gespickt damit. Fünf Männer waren nötig, um ihn zu tragen!«

Ein erneuter Hustenanfall ließ Simon einknicken. Aber diesmal lachte er über seinen Witz mit dem Blei.

»Das Leben ist tödlich, basta. Vor allem für die Armen. Um gesund zu sein, muss man in einer Villa an der Côte d'Azur wohnen und sich von einem Kellner mit weißen Handschuhen bedienen lassen. Und selbst dann! Von der Sonne kriegst du Hautkrebs. Dreh das Huhn um, so wird es nur von einer Seite gar ... Nicht so, Scheiße! Du verdirbst noch alles! ... Du bist wirklich zu dämlich, alles muss man selber machen.«

Die stickige Luft war gesättigt von Rauch, Spiritus, verbranntem Fleisch und Kippen. Die beiden bewegten sich in der Hocke, wie Affen in einem Käfig. Nichts hatte mehr eine präzise Form, die Männer waren keine Männer mehr, das Huhn war kein Huhn mehr – nur noch misslungene Entwürfe, zusammengeknüllt und in dieses stinkende Loch geworfen. Simon hielt den Vogel an den Füßen und am Kopf, es sah aus, als hätte er einen Lenker in den Händen und raste mit dem Motorrad direkt gegen die Mauer vor ihm.

»Jeanne d'Arc.«

»Was, Jeanne d'Arc?«

»Das ist die einzige Frau, die ich geliebt habe.«

»Erinnert dich das Huhn an sie?«

»Vielleicht ... Oder der Papst, keine Ahnung ... Als Junge hatte ich immer ein Bild von ihr dabei. Wenn ich mir auf dem Klo einen runterholte, betrachtete ich sie, in ihrer kleinen, eng anliegenden verchromten Rüstung, mit ihrem untadeligen Pagenschnitt und der Fahne, die im Wind flatterte. Ihre Rüstung. Was hätte ich nicht für einen Dosenöffner gegeben! ... Gib mir die Flasche, dann erzähle ich's dir.«

Simon trank den restlichen Wein in einem Zug aus und wippte dann hin und her, mit starrem Blick, die Hände fest um den Huhnenker, in voller Geschwindigkeit dahinbrausend.

»Eines Tages bin ich nach Rouen gegangen. Für andere ist es Mekka oder Lourdes, aber für mich war es Rouen, und ich habe mich zum Betteln auf den Platz gesetzt, wo man sie verbrannt hat. Ich habe noch nie so viel Kohle gemacht, der reinste Geldregen! Fast dreihundert Francs, ich schwör's! Ich habe mich vielleicht volllaufen lassen an dem Abend! ... Der Wahnsinn! Und als ich gegen eine Mauer pisste, da sah ich sie, vollkommen nackt, vor mir, lächelnd, mit ausgebreiteten Armen und gespreizten Beinen, und sie hat zu mir gesagt: ›Simon, du hast ja ganz schön lange gebraucht!‹ Und ich habe sie gefickt, gefickt, wie ich noch nie in meinem Leben gefickt hatte, an diese verdammte Mauer gelehnt, und ob du mir glaubst oder nicht, diese Mauer fing an, sich aufzublähen, sich aufzublähen, als würde ich sie schwängern, und als ich schon alles hinschmeißen wollte, ist sie über mir eingestürzt, und hinter dieser Mauer ... hinter dieser Mauer war ...«

Simon durchlebte die Szene erneut mit einer solchen Intensität, dass er gegen den Brenner stieß. Der Spiritus ergoss sich über ihn und verwandelte ihn in eine lebendige Fackel, während das Huhn zum ersten Flug seines kurzen Lebens ansetzte und auf Gabriels Knien landete. Simon brüllte, schlug sich auf die Seiten, als hätte er einen Lachkrampf, und drehte sich um sich selbst. Es war

atemberaubend, überwältigend wie ein Vulkanausbruch. Benommen vom Wein und von etwas, das er nicht definieren konnte, einer Art Ekstase, war Gabriel zu keiner Reaktion fähig. Simon warf sich auf den Matratzen- und Deckenhaufen und rollte sich darin, bis dichter Rauch ihn unsichtbar machte. Gabriel zog seine Turnschuhe an, nahm seine Tasche und das Huhn und ergriff die Flucht. Außer Atem, blieb er am Ufer der Seine stehen, begann das halb rohe Huhn zu verschlingen, wie vor den Kopf geschlagen, und fragte sich, was wohl hinter dieser verdammtten Mauer gewesen sein mochte.

Gabriel zupft Fetzen aus der Zuckerwatte und lässt sie langsam in seinem Mund schmelzen. Man sollte sich nur von Wolken ernähren ... Vor ihm dreht sich ein Karussell: ein Elefant, ein Feuerwehrwagen, ein weißer Schwan, ein Motorrad ... Mit zunehmendem Tempo verschwindet jedes Element in einer Mischung greller Farben und Lichter, aus der gellende Kinderschreie vor dem Hintergrund einer ohrenbetäubenden Jahrmarktsorgel dringen. Er hat Simon nie wiedergesehen. Ebenfalls verschwunden? Es liegt so lange zurück, dass er nicht sicher ist, ob das in der Tiefgarage wirklich passiert ist. Das Huhn, ja, daran erinnert er sich, ein Geschmack von Kohle und rohem Fleisch. Seine Finger kleben. Da er kein Taschentuch hat, wischt er sie unter der Bank ab. Die Luft riecht nach Frittierfett und heißem Zucker. Selbst der Regen ist süß. Niemand scheint darauf zu achten. Die Leute kommen und gehen, als schiene die Sonne, als wären sie glücklich. Als ob. Es ist ein kleiner Jahrmarkt, das Minimum: ein Karussell, eine Tombola, eine Schießbude, ein Süßigkeitenverkäufer. Er ist beinahe zufällig darauf gestoßen, nachdem er die Brücke überquert hatte, die über den Fluss führt. Er hat sich in der Stadt noch nie so weit vorgewagt, und jetzt hat er das Gefühl, in einer anderen Stadt zu sein. Wenn man einmal losläuft, geht man immer zu weit. Man merkt es erst, wenn man umkehren muss. Denn man muss immer umkehren.

»Romain, nicht vorbeugen! ... Halt dich fest! ...«

Der kleine Junge hört nicht auf seine Mutter. Er hört sie nicht mehr. Er lacht, fast hysterisch, trampelt in seinem Elefanten, der wütend angreift, fortgerissen von seinem enormen Gewicht. Er walzt alles nieder auf seinem Weg, den Feuerwehrwagen, den weißen Schwan, die Mama, die schreit, die Hände als Megafon am Mund, das Rathaus, die Post, den

Bahnhof, die ganze Stadt. Das langweilige Im-Kreis-Fahren hat den Elefanten verrückt gemacht hat. Er und das Kind sind eins geworden, eine einzige Kugel reiner Energie, unkontrollierbar, mit voller Wucht in die Welt geschleudert, bereit, alles zu verwüsten, skrupellos. Sie wissen, dass dieser Augenblick der Freiheit nur kurz ist, also nutzen sie ihn. Solange sie in der Umlaufbahn sind, kann sie nichts aufhalten. In solchen Augenblicken kann man töten, einfach so, ohne Grund, weil uns nichts zurückhält, weil der Rausch uns von allem Menschlichen reinwäscht.

Das Karussell wird langsamer. Schon ist es vorbei. Gabriel steht auf, so wie er vor ein paar Tagen die Bank im Bahnhof verlassen hat, die Hände ebenso schmierig.

»Fünf Schuss, fünf Luftballons, ein Gewinn!«

Der Kolben des Karabiners fühlt sich kühl und weich an wie die Haut von Jeanne d'Arc. Es ist einfach, man braucht an nichts zu denken. Die fünf kleinen bunten Luftballons, die von einem Ventilator bewegt werden, platzen einer nach dem anderen. Laden, zielen, schießen ... Laden, zielen, schießen ... Es hat nicht länger als drei Minuten gedauert.

»Bravo! Monsieur ist ein guter Schütze!«

Der Jahrmarkt gleicht einer schlecht restaurierten Porzellanpuppe: rissige Schminke, blonde Perücke mit schwarzen Ansätzen, Lippen, dick mit Lippenstift beschmiert, der auf zwei Reihen falscher Zähne abfärbt, Augen, die gläsern geworden sind, weil sie zu viel gesehen haben. Wie diejenigen des monströsen Stoffpandas, den sie auf den Tresen stellt.

»Ihr Gewinn!«

Gabriel weicht unwillkürlich zurück angesichts dieses schwarz-weißen Dings, das ihm lächelnd die Arme entgegenstreckt.

»Nein, nein, danke, das ist nicht nötig ...«

»Doch! Sie haben ihn gewonnen, Sie müssen ihn nehmen!«

»Nein, ich ...«

»Wenn man gewinnt, muss man auch den Gewinn akzeptieren. Ihre Kinder werden sich freuen.«

»Ich habe keine.«

»Na, dann wird's langsam Zeit! Nehmen Sie ihn, wie stehe ich denn da? Ich bin doch keine Diebin. Kommen Sie, stellen Sie sich nicht so an!«

»Na gut. Danke, Madame.«

Er ist nicht schwer, aber furchtbar sperrig. Man weiß nicht, wie man ihn halten soll. Am Ohr? An einer Pfote? Oder einfach umarmen? Die Passanten drehen sich nach ihm um, manche lächeln, manche prusten vor Lachen. Dem Stoffbären ist das egal, er betrachtet die Welt und die Fauna, die er bewohnt, mit den gleichen weit aufgerissenen Augen und dem gleichen dümmlichen Lächeln, ob man ihn nun kopfüber trägt oder nicht. Mit diesem unvermuteten Sprössling erreicht Gabriel das *Faro*. Das Gitter ist heruntergelassen, aber drinnen brennt Licht. Er klopft mehrmals, den Panda auf seinen Schultern. Endlich erscheint José, mit unsicherem Schritt und trübem Blick.

»Ach, Sie sind es ... Hatte ich ganz vergessen, entschuldigen Sie. Ich mache Ihnen auf.«

Das Metallgitter bewegt sich langsam nach oben, begleitet vom Quietschen eines schlecht geölten Kugellagers. Auf halber Höhe bleibt es stehen, gleichsam erschöpft von dieser Anstrengung, was Gabriel zwingt, sich zu bücken, um hineinzugelangen. José wirkt ebenfalls völlig am Ende.

»Geht es Ihnen nicht gut, José?«

»Nicht besonders. Was ist das?«

»Ein Panda. Ich habe ihn an der Schießbude gewonnen. Ich dachte, die Kinder würden sich darüber freuen.«

»Das ist nett. Kommen Sie.«

Auf dem Tisch im Hinterzimmer die Portweinflasche und ein leeres Glas. Gabriel setzt den freudestrahlenden Panda auf einen Stuhl, während José sich auf den daneben fallen lässt. Trotz ihrer entgegengesetzten Haltung, Glückseligkeit bei dem einen, Niedergeschlagenheit bei dem anderen, ist eine gewisse Ähnlichkeit zwischen ihnen unverkennbar. Gabriel setzt sich ebenfalls. Er sagt nichts. Er wartet, bis José seinen Gesichtsausdruck zum Verschwinden gebracht hat, indem er sich mit beiden Händen die Augen und die von schwarzen Bartstoppeln stacheligen Wangen reibt.

»Wollen Sie einen Schluck? ... Scheiße, sie ist leer ... ich hole eine andere.«

Aber er rührt sich nicht, als klebte er an seinem Stuhl, der seinerseits am Boden klebt. Nur sein Atem ist zu hören, der, mühsam aus der Tiefe seiner Brust gepumpt, durch seine Nase strömt. Neben ihm sitzt der Panda wie ein fröhlicher Tischgenosse, der aufs Abendessen wartet. Es fehlen nur die Serviette um seinen Hals und Messer und Gabel in seinen Pfoten. José und er sind exakt gleich groß.

»Marie?«

»Ja ... Es ist keine Zyste. Sie wissen nicht, was es ist. Sie schlief ... Es ist wohl eher ein Koma ... Wenn Sie ihr Gesicht gesehen hätten! Ganz gelb, die Nase schmal, violett um die Augen, kein Mund mehr, nur ein Schlitz mit einem Schlauch drin ... Und all diese Maschinen um sie herum machen einen Lärm wie ein schlecht eingestellter Fernseher. Sie wissen nicht, was sie hat, oder sie wollen es mir nicht sagen ... Ich habe

sie nicht wiedererkannt, ich habe geglaubt, ich hätte mich im Zimmer geirrt ...«

Seine Augen laufen, seine Nase läuft, er ertrinkt von innen her. Gabriel senkt den Kopf, fährt mit der Fingerspitze die Umrisse einer Margerite auf dem Wachstuch nach. Ich liebe dich, von Herzen, mit Schmerzen ...

»Sie haben nichts gegessen?«

»Nein ... Entschuldigen Sie, ich hatte Sie völlig vergessen.«

»Das macht nichts. Aber Sie sollten etwas essen.«

»Ich habe keinen Hunger.«

»Ich kann mich darum kümmern, ich kenne mich ja inzwischen aus. Überlassen Sie alles mir.«

»Wenn Sie wollen ... Es ist nett, dass Sie gekommen sind. Ich weiß nicht mehr, woran ich bin ... Unter der Spüle stehen Flaschen, wir werden ein Glas zusammen trinken.«

»Ich bin gleich wieder zurück.«

Nudeln, Tomaten, Thunfisch, Zwiebeln, Oliven ... Gabriel arbeitet chirurgisch präzise. Es ist wie beim Schießen an der Bude, er muss nicht denken. Nur handeln. Nach einer Viertelstunde steht ein Gratin im Ofen, ist der Tisch gedeckt und Wein in den Gläsern. José hat bereits zwei geleert. Mit düsterem Blick starrt er den Panda an.

»Was soll das für ein Tier sein, ein Bär?«

»Ein Panda.«

»Er ist groß.«

»Ja.«

»Die Kinder lieben alles, was groß ist. Das beruhigt sie. Ich hatte nicht den Mut, nach dem Krankenhaus zu ihnen zu fahren. Ich habe mit ihnen telefoniert und ihnen gesagt, dass alles in Ordnung sei, dass wir bald wieder zu viert sein würden.«

»Das war richtig von Ihnen.«

»Sie haben mir nicht geglaubt. ›Papa, deine Stimme klingt komisch ...‹ Kindern kann man nichts vormachen. Sie wissen alles besser als wir. Als ich klein war, wusste ich alles, alles Wichtige jedenfalls. Jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr. Was hat es für einen Sinn, erwachsen zu werden? Es ist idiotisch.«

»Ich hole das Gratin.«

José isst nicht, er frisst regelrecht, die Ellbogen auf dem Tisch. Die Tomatensauce läuft ihm von den Mundwinkeln über das Kinn und den Hals hinunter. So ausgehungert ist er. Dann schiebt er rülpsend seinen leeren Teller von sich und wischt sich den Mund mit dem Ärmel ab.

»Verdammt, war das lecker! Du bist ein echter Sternekoch, Gabriel, ich stelle dich ein, kein Scheiß, ich stelle dich ein, da Marie ja ...«

Er haut mit den Händen auf den Tisch und löst eine Art Erdbeben aus, das Flasche und Gläser umkippen lässt. Der Panda fällt ihm gegen die Schulter. Er nimmt ihn in die Arme und wirft den Kopf nach hinten. Man sieht nur noch seinen Adamsapfel, der sich wie ein Jojo auf und ab bewegt.

»Verdammt! ... *Warum?*«

Seine geschlossenen Fäuste hämmern auf das Wachstuch. Der Panda rollt zu Boden. José bricht zusammen, die Stirn liegt auf dem Tisch, seine Arme baumeln und sein Rücken wird von Krämpfen geschüttelt. Gabriel richtet die Flasche und die Gläser wieder auf.

»Wir hatten alles, um glücklich zu sein, alles. *Alles!*«

»Ich weiß.«

José hebt die Stirn und schnäuzt sich mit gerunzelter Stirn und verzerrtem Mund in seinen Ärmel.

»Was weißt du denn schon?«

»Der Schmerz.«

José kneift ein Auge zu, um sein Gegenüber besser mustern zu können. Er sabbert. Er ist hässlich. Er leidet.

»Wer bist du denn? ... Ich pfeife auf deinen Schmerz! Warum sagst du mir nicht, sie wird es schon schaffen? Wir werden wieder glücklich sein wie vorher? Warum sagst du nichts und schaust mich nur mit deinen Hundeaugen an?«

»Weil ich es nicht weiß.«

»Du weißt es nicht!!!«

José steht wütend auf, die Augen blutunterlaufen, und stößt den Tisch um. Die Adern seines Halses pochen, seine Muskeln schwellen an, mit eingezogenem Kopf, geballten Fäusten und krummen Beinen steht er da. Gabriel hat sich nicht von seinem Stuhl gerührt.

»Du weißt nichts! Du weißt gar nichts! Du kannst nur kochen! Verschwinde, hau ab, du und dein beschissener Bär! Verpisst euch! Ich will euch hier nicht mehr sehen! ... Nie mehr, nie!«

Der Gehsteig glänzt wie ein Robbenfell. Die Nacht, der Himmel der Städte ist gelb, ob es regnet oder nicht. Gabriel hebt den Panda hoch und setzt ihn auf den Deckel eines Müllimers, vertrauensselig, strahlend, die Arme jedem entgegen-gestreckt, der ihn adoptieren will.